

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Unterhaltende und lehrreiche Geschichten

[urn:nbn:de:bsz:31-341524](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-341524)

Unterhaltende und lehrreiche Geschichten.

Die Auswanderer.

(Mit einer Abbildung.)

Im vormjährlgen Kalender war ein Bild, welches das Einschiffen der Auswanderer nach Amerika darstellte. — Hier neben ist nun das Leben auf dem Schiffe selbst anschaulich gemacht, wie die Leute bei der Ueberfahrt in dem unterschlagenen Raum desselben, gleichsam wie in dem (niedern) Stockwerk eines Hauses, untergebracht sind. In neuester Zeit wurden zum Besten der Passagiere allerlei Bestimmungen festgesetzt, wie es auf den Schiffen künftig gehalten werden müsse, damit gewissenlose Schiffsbesitzer nicht zu viele Auswanderer auf einmal annehmen, und sie dann an Allem Mangel leiden lassen, am Raum wie am Wasser. Es sind viele Beispiele vorgekommen, daß die Leute auf den Schiffen schlechter als das Vieh gehalten wurden, ja man hat den Raum, wo sie wie eingepackt waren, gewöhnlich nur „den Stall“ genannt. Solchen gräßlichen Uebelständen ist jetzt abgeholfen; nach der Größe des Schiffes ist jeweils die Zahl der Reisenden festgesetzt, die es aufnehmen darf. — In einem Brief schildert ein Auswanderer folgendermaßen seine Fahrt nach Amerika. „Wir schifften uns in Bremen ein, neun Tage mußten wir warten, weil der Wind fehlte, dann ging's den Weserfluß hinab bis ins Meer. Wir stachen fröhlich in See, doch Viele weinten, dies hätten sie zu Haus thun sollen! Bald kam uns die Insel Helgoland zu Gesicht, es ist ein rother Felsenberg, hier ist das Meer ganz grün. Dann fuhren wir zwischen England und Frankreich dahin; die Küste von England zeigt sich in lauter Kreidebergen u. dieser Theil vom Meer heißt der Kanal, weil er die zwei Länder trennt. Da begegnet einem immerdar Schiffe. Allmählich gelangten wir in das spanische Meer, es scheint ganz blau, wie der Himmel. Weiter hinaus geht es in das große Weltmeer, da sieht man nur Wasser und Himmel. Da hat Jeder Zeit, zu bedenken, was ihm lange nicht zu Gemüth gekommen. Was in dem Menschen war mußte heraus! Dem Einen ward es zu eng, ein Anderer lag in den Federn, ein Dritter verschaffte sich Arbeit; ich habe auf dem Schiff das Drechseln gelernt. Während wir segelten, wurden drei Kinder den Leuten geboren, auch starben drei Personen. Einmal kam ein heftiger Sturm, daß Alles taumelte und wir wie krank lagen; er dauerte vom Mittwoch bis zum Montag. Da merkten wir, daß das Wasser keine Ballen habe. Auch zehrt die Seeluft, essen

kann man wie ein Haisisch. Glücklich landeten wir endlich in Baltimore. Wie freuten wir uns, als wir wieder Felder, Wiesen, Berge, Bäume und Menschen sahen! Eine wonnige Empfindung zieht ins Herz. Nach drei Tagen brachen wir auf, ins Innere vom Land. Dort haben wir ein Waldstück gekauft, die Bäume abgehauen, verbrannt und den Boden geeget. Wir säeten Frucht, die schießt, daß es eine Pracht ist. Wer's Arbeiten gewohnt, dem geht's gut, wer aber das Faulenzen pflegen will, dem geht's ganz schlecht.“

Eine solche Ueberfahrt von Bremen aus dauert gewöhnlich 6—7 Wochen. Den deutschen Auswanderern ist das Einschiffen in Bremen mehr anzuzurechnen, als der Weg über die französische Stadt Havre. Sie finden in Bremen mehr gesicherte Ordnung für die Reiseanstalten und gehörige Ansprache bei Klagen. Ein vorlängst nach Amerika ausgewandener Schreinermeister, Namens Konrad Distel aus Wilsingen, schrieb beim: „Bei meiner Abreise habe ich mir vorgenommen, recht vorsichtig zu sein, bin aber doch mein Theil hintergangen worden. Im Bahnhof von Havre glaubte ich von Wälkern aufgezehrt zu werden. Diese Menschen wenden Alles an, um den der französischen Sprache nicht kundigen Deutschen in ihre Herbergen zu locken, wo sie den Unglücklichen oft so rastren, daß ihm nichts bleibt, um weiter zu kommen. Und diese Menschen sind fast lauter Deutsche, die sich kein Gewissen daraus machen, ihre Landsleute um Hab und Gut zu bringen! — Ich bin nun in Cincinnati, wo es mir gut gefällt. Durch mich soll aber Niemand angelockt werden, es sind hier auch alle Stände überfüllt, doch hat man keine Nahrungsvorgen. Für Leute, die ein Handwerk können, ist es gut hier, Schreiner, Wagner, Schmiede, Blechner, Maurer, Zimmerleute, Schuster und Schneider finden ihr Unterkommen. Bierbrauer und Metzger haben es auch gut, wenn sie einen Saß mitbringen.“

Allgemein wird dafür gehalten, daß die Staaten Pennsylvanien, Ohio, New-York und ganz besonders das im Innern gelegene, rasch ausblühende Wisconsin am geeignetsten zur Aufnahme deutscher Einwanderer sind. Das Klima dieser Gegenden ist gemäßiget, am meisten unserm heimatlichen entsprechend, der Boden fruchtbar und zum Ackerbau trefflich sich eignend.

Von den südlichen Staaten ist Texas in neuester Zeit empfohlen worden. Aber die Grenzstriche

am Meer sind dort höchst ungesund, das böse gelbe Fieber ist heimisch; vor den Ansiedlungen in den Küstengegenden wird daher nachdrücklich gewarnt; die höher gelegenen Gegenden, wo der Texasverein seine Ansiedlungen begründete, sind besser.

In den westlichen Staaten von Amerika (Missouri, Illinois, Michigan, Wisconsin) liegen noch ungeheure Strecken ungebauten Landes. Diese werden von der Regierung verkauft. Wer 250 fl. mitbringt, der kann ein großes Bestkthum, an 80 Morgen, kaufen. Aber wohl gemerkt, dieß Alles liegt noch im wilden, wüsten Zustand da, und ist entweder wilde Wiese, wo das Gras mannshoch wächst, oder es ist Urwald. Da gilt's "arbeiten," und sich vorerst mit dem gewonnenen Lebensunterhalt begnügen. Die Getreideart, welche man gleich im ersten Jahr in das neugepflügte Land säen kann, ist der so überaus nützliche Mais oder türkische Weizen (Welschorn). Man backt Brod daraus, welches wie Kuchen ausseht. Jede Hausfrau muß hier das Brodbacken selbst verstehen. Dörfer, wie in Deutschland, gibt es in diesen Gegenden noch nicht, sondern nur Niederlassungen, wo Jeder seine nächsten Nachbarn eine Viertel- oder eine halbe Stunde von sich entfernt wohnen hat. Solche, welche an die Annehmlichkeiten des geselligen Lebens sich gewöhnt haben, fühlen sich da nicht glücklich. Andere hingegen, welche es zu Haus nicht gut hatten, sind bei allen diesen Mühseligkeiten sehr zufrieden. Denn dabei waren sie von Sorgen erdrückt, hier athmen sie frisch auf. Und wer mag es ihnen nicht gönnen, und nicht mit ihnen sich freuen, daß sie unter Gottes Segen durch den Fleiß ihrer Hände es so weit gebracht haben!

Die deutschen Regierungen wenden nunmehr der Beschützung von Auswanderern hülfreiche Sorgsamkeit zu. Es wäre am besten, wenn die Regierungen selbst große Strecken Landes in Amerika kauften und es ihren Leuten wieder stückweise um den Krufpreis abgäben. Die jeweiligen Nachbarn fänden sich so auch in Amerika wieder zusammen und die Deutschen blieben ihrem Mutterlande dankbar und anhänglich. Es hat sich ein Nationalverein für deutsche Auswanderer gebildet, der in Darmstadt seinen Sitz hat. Derselbe verdient alles Zutrauen.

Von einem öffentlichen Zweikampfe.

Von den eigenthümlichen Gebräuchen, die in alten Zeiten üblich waren, und die nur aus den damaligen Gewohnheiten und Ansichten zu erklären sind, zeugt auch folgende wahrhafte Geschichte.

Gegen das Jahr 1450 lebte in der niederländischen Stadt Tournay (sprich Turnä) ein Sedler.

Namens Mathias Kofel. Dieser freite um die Tochter seines Nachbarn, der aber die väterliche Einwilligung versagte. Daher großer Zorn und Haß bei dem Mathias Kofel, so daß er dem Brautvater heimlich aufspähte, um ihn zu tödten. Die böse That gelang ihm auch; nun entfloß er aus dem Ort, und begab sich nach der Stadt Valenciennes, ebenfalls in den Niederlanden gelegen. Diese Stadt hatte damals das seltsame Privilegium, daß sie innerhalb ihrer Mauern allen Todtschlägern, welche sich um ihren Bürgerschutz bewarben und diesen erhielten, volle Sicherheit vor jeder gerichtlichen und sonstigen Verfolgung gewähren durfte. Man nannte dieß das Freithum der Stadt Valenciennes. Dem Mathias Kofel gelang es, in den Schutz dieses Freithums aufgenommen zu werden, und so hielt er sich für vollkommen sicher und unbeschwert. In Valenciennes hauste jedoch ein naher Verwandter des getödteten Bürgers in Tournay. Dieser, Jakob Pluvier geheißen, begegnete einst dem Mathias Kofel auf der Straße, und sagte ihm mit harten Worten: "Schelm, du bast verrätherisch meinen lieben Vetter überfallen und umgebracht, über kurz oder lang werde ich diesen schändlichen Tod in deinem Blute rächen." Der Mathias Kofel erwiderte nichts, ging aber gleich auf's Rathhaus und klagte beim Stadt-Schulz und Gemeinderath, daß der Bürger Jakob Pluvier ihm nach dem Leben trachte, somit die berühmten Privilegien und Freiheiten ihrer Stadt, denen er sich anvertraut und die er von ihnen bewilligt erhalten habe, nicht ehren wolle. Diese Beschwerde erschien dem Gemeinderathe sehr erheblich fürs städtische Interesse. Also ließ man gleich den Jakob Pluvier auf's Rathhaus beschneiden, und hielt ihm die Anklage vor, als ob er gegen die Rechte der Stadt sündigen wolle, verwarnte ihn auch bei der höchsten Strafe, doch er blieb bei seinem Abscheu wegen des heimtückischen Mordes seines Veters und um den Rechten der Stadt nicht zu nahe zu treten, so fordere er den Mathias Kofel zum Gottesgericht, nämlich zum öffentlichen Zweikampfe auf Leben und Tod. Dieß konnte der Gemeinderath nach damaligen Gebräuchen nicht abschlagen, denn eine Berufung ans Gottesgericht gieng allem vor.

Sofort wurden nun Beide in die Gefängnisse der Stadt abgeführt, jedem auch ein Fehdmeiler zugeschiedt, der sie das Kämpfen lehren sollte. Und weil der Mathias Kofel die Stadtprivilegien erworben hatte, so ward ihm dieß, und auch die Auzung, aus der Stadtkasse bezahlt, der Jakob Pluvier mußte aber Alles aus eigenen Mitteln bestreiten. So saßen Beide mehrere Monate im Arrest. Der Stadtrat

berühmte
Ehlich er
dem Mathias
vererbt,
verliehen,
Kämpfer
Jeder erho
bis an den
Knie, alle
arm und Ju
die Kugel
abschneid
gen Vögel
gleicher V
Kampfe sah
sie sich nicht
So ward
sich er sam
meiderath
und eine M
einander ge
angebracht
ein. Nach
drückte St
Dann mög
ten, daß sie
gläubten. Die
Wife, um die
in Etich J
Wille und
Mit einer
Mathias K
von hiesig
Städten der
vorigen ver
voll Somb
brodte ihm
bei. Aber
Besner lob
auf Jakob
Nur ausf
den Neuj
dem Kreis
der ihm
Pluvier m
im Gott
meiderath

Jeden De
framen ein

beriet in zwischen die Art des öffentlichen Kampfes. Endlich ordnete er ihn folgendermaßen an: Auf dem Marktplatz der Stadt ward ein großer Kreis hergerichtet, mit einer Einfassung und 2 Thüren versehen, auch mit Sand wohl bestreut. Die beiden Kämpfer sollten ganz gleiche Kleidung von weichem Leder erhalten, nämlich einen Wams mit Ermeln bis an den Ellenbogen und kurze Hosen bis ans Knie, alles am Leib ganz eng anliegend, Vorderarm und Füße bloß. Die Haare auf dem Kopf und die Nägel an Händen und Füßen seien ganz kurz abzuschneiden. Als Waffe erhalte Jeder einen kurzen Prügel und einen hölzernen Schild, beide von gleicher Länge, Stärke und Gewicht. Vor dem Kampfe salbe man die Streitenden mit Del, damit sie sich nicht so leicht handgreiflich anpacken könnten.

So ward es genau gehalten. Am Tage des Kampfes versammelten sich auf dem Marktplatz der Gemeinderath, der Landvoigt der Grafschaft Hennegau und eine Menge Volks. Durch die zwei Thüren, die einander gegenüber in der Einfassung des Kreises angebracht waren, traten die Kämpfer in denselben ein. Neben den Thüren standen zwei schwarzbedeckte Stühle, darauf setzten sie sich einweilen. Dann mußten sie vor Allem aufs Evangelium schwören, daß sie einen gerechten Streit auszufechten glaubten. Hierauf gab man Jedem eine Schüssel Asche, um das Fett von den Händen zu bringen und ein Stück Zucker in den Mund. Sodann wurden die Stühle aus dem Kreis geholt, der Landvoigt rief: »that eure Pflicht« und der Kampf begann.

Matthias Kofel war zwar stark, aber nicht so groß und kräftig wie Jakob Pluvier; ihm wünschten die Städter den Sieg, weil er gewissermaßen ihre Privilegien verteidigte. Behend ergriff er eine Hand voll Sand, warf sie dem Jakob ins Antlitz und brachte ihm zu gleich eine starke Wunde an der Stirne bei. Aber der Jakob stürzte so gewaltig auf den Gegner los, daß dieser vom Stoß zu Fall kam, worauf Jakob sich auf ihn warf, beim Ringen ihm ein Auge aufstieß, und endlich ihn durch Schläge auf den Kopf tödtete. Hierauf zog er den Leichnam aus dem Kreise, um ihn dem Scharfrichter zu übergeben, der ihn auf dem Richtplatz begraben sollte. Jakob Pluvier wurde aber feierlich als gerechter Kämpfer im Gottesgericht erklärt und vom ganzen Gemeinderathe nach seiner Wohnung zurückgeführt.

Eine schöne Sage.

In den Volksagen wird gar oft auf das Wiederkommen eines Erretters hingewiesen, das jeweils

statt finden werde, wenn schwere Drangsale das Land bedrückten. Man läßt nämlich irgend einen alten Felden oder Wohlthäter in einem Berge schlafend verborgen sein, der dann zu rechter Stunde hülfbringend erwache. Derlei Sagen gehen von dem frommen Glauben aus, daß der allgütige Gott in Zeiten großer irdischer Noth durch einen Helfer der armen Menschheit sich immer erbarmen werde, wie er einst in seinem Sohne den Heiland und geistigen Mittler erweckte.

Die fruchtbare Provinz Mähren im östreichischen Kaiserstaat hat eine solch schöne Landesage, fromm und schlicht, wie es dem gesegneten Strich geziemt. Ja es knüpft sich dort an manchen Orten noch eine Volksfest daran, das alljährlich heiter gefeiert wird. Die Sage lautet also:

Vor alten Zeiten herrschte im Lande ein schlimmer, wilder Fürst, der seine Unterthanen mit Gewalt und Muthwillen bedrückte; dagegen war seine sanfte Hausfrau ein Trost der Armen, die Alles aufbot, um den rauhen Sinn des Mannes zu mildern, und seine Kränkungen wieder möglichst gut zu machen. Dadurch erboste sie den wüsten Gebieter, so daß er sie eines Tages im Zorne verließ, und sie, obgleich gesegneten Leibes, aus seinem Gebiet zu verjagen befahl. Die Unglückliche wanderte geduldig fort, aber ehe sie noch die Grenze erreichte, ward sie in einem Gerstenacker von einem bildschönen Knaben entbunden. Dort fand die geliebte Fürstin ein heimkehrender Landmann, der nahm sie und das Kindlein in sein Haus, wo ihr die sorgsamste Pflege zu Theil ward. Dem jungen Herrlein gab man zu seinem Taufnamen auch den Beinamen „Gerstensohnlein,“ weil er in einem Gerstenfeld zur Welt gekommen war.

Die Fürstin hielt sich jedoch im Lande nicht sicher, deshalb flüchtete sie mit ihrem Kinde angstvoll weiter, und Niemand hat später erfahren, wohin sie beide gekommen sein mögen. Nach einiger Zeit erwachte dem Fürsten das Gewissen; er ließ sorgsam nach Frau und Kind forschen, um die Vergebung der mißhandelten tugendreichen Gattin zu gewinnen. Alle Leute im Lande freuten sich dessen, und suchten eifrig nach; doch keiner traf ihre Spur. Nur einige Männer berichteten, es sei ihnen ein frommer Pilger begegnet, dem der Geist der Weissagung inne wohne, dieser habe ihnen gesagt, die Fürstin werde nie mehr auf Erden gesehen werden, daß junge Herrlein aber werde in später Zeit, wenn Mähren in großer Noth und Trübsal schmachte, wieder kommen und Segen bringen. Zum Andenken an diese Begebenheit ziehen nun alljährlich die Landleute aus,

Das »Gerstensöhnlein« zu feiern, denn sie glauben, er wolle segnend über den Aekern zu dankbarer Vergeltung, daß ein Saatfeld die Mutter dereinst aufgenommen.

Als in den legtverfloffenen harten Jahren die Zeit der Noth und des bittersten Mangels über die Länder kam, die Landleute keinen Vorrath von den Ernten mehr hatten, als selbst das Manna der Armuth, die Kartoffel am bösen Siechthum litt, und der hartherzige Winter seine Krallen geldgierig ausstreckte, da gab es allgemeine Wehklage und die Blicke der Armuth spähten sehnsuchtsvoll nach Hülfe und Rettung. Manches heißes Gebet stieg zum Vater im Himmel, Er möge das »Gerstensöhnlein« segensbringend erscheinen lassen.

Und als die Zeit erfüllt war, da kam auch die ersuchte Rettung! Schon in den ersten Tagen des Sommers von 1847 fiel beim Anblick der wunderüppigen Fruchtfelder die Hoffnung wie ein frischer Morgentau auf die bekümmerten Herzen.

Da erzählte eines Morgens das jüngste Kind einer armen Hirtenfamilie: es habe die Nacht bei der Heerde im Freien geschlafen, da sei es ihm im Traum vorgekommen, als ob ein schönes Knäblein mit glänzendem Antlitz durch die Felber gegangen wäre, um die Saaten zu prüfen, und da, wo die Halme spärlicher gestanden, schimmernde Körner auf den Boden zu streuen, worauf sogleich ein lustiges Grün entstanden sei.

Man freute sich innig des kindlichen Gesichts, man sprach allgemein davon und zählte gläubig auf baldige bessere Tage. Sie kamen auch; in Menschengedenken gab's keine reichlichere Ernte. Am 21. Juli 1847 gingen an einem Tag die bisherigen hohen Getreidepreise überall in Wäähren auf die Hälfte herunter.

Eine nachdenkliche Geschichte.

Im Städtchen Wiberach, im Württembergischen, fuhr im vorigen Winter ein Metzger in später Nacht über Land. Vor dem Thor gewahrte er im Mondenlicht eine verummte Menschengestalt, die mit klagenden Geberden dem nahen Kirchhof zuschlich, dessen sonst immer verschlossene Thür öffnete, und hineinging. Die Sache kam dem Manne so bedeutsam vor, daß er Morgens beim Amt die Anzeige machte. Dieses veranstaltete eine Untersuchung, wobei sich ergab, daß frische Trittsuren im Schnee zu bemerken gewesen, und daß der Schnee von einem Grab weggetragen war. Dies Grab aber enthielt den Sarg eines braven Dienstmädchens, das vor mehreren Jahren ermordet gefunden wurde, ohne daß der

Leichnam berannt worden, oder daß man die geringste Spur vom mutmaßlichen Thäter entdeckt hätte. Da mochten denn ob dem nächtlichen Besuch allerlei Gedanken entstehen, und dies um so mehr, als der Nachwächter wenige Tage später abermals den unbekanntem Wanderer dem Kirchhof zuschreiten sah. Er machte ebenfalls die Anzeige, doch als man kam, fand man nur neue Anzeichen vom Besuch des Grabs, aber den Besucher selbst nicht mehr. Dafür berichtete ein Schäfersjunge, er habe jenen Tag an dem Ort, wo einst der Mord des Dienstmädchens vorgefallen, einen fremden Mann heftig weinen und die Hände ringen gesehen. — Nach allem diesem darf angenommen werden, der geheimnißvolle Unbekannte sei wahrscheinlich der unglückselige Mörder jenes Mädchens gewesen, den Reue, Seelenangst, Gewissensbisse und Herzleid zur Ruhestätte seines armen Schlachtopfers hinführten. Welch schauerliches Bild bietet dieser Gedanke dar. Eine Minute Leidenschaft oder Jähzorn hatte über das ganze Leben des wohl nicht ganz verstockten Mörders den unsäglichen Jammer gebracht, der ihm alle Ruhe raubte und, wie Rain, unsät umhertrieb. Ach! das Menschenherz hat viel böses Blut und wildes Fleisch in sich. Wer die schlimmen Gedanken ferne hält, freudig betet, und den allmächtigen Gott als steten Zeugen seines Denkens und Thuns betrachtet, den wird die Sünde nicht heimstern. Das Unrecht schweigt nicht, und der Mord, wenn er schon keine Zunge hat, spricht mit wundervoller Stimme. Hat die arme Menschenseele sich mit einer Missethat beschwert, so wird sie ohne Gottes Beistand unfähig, sich vom Elend der Gegenwart frei zu machen, sie muß die schwere Sorgenkette fortzuschleppen. Bei lebendigem Leib tritt man gleichsam in das entsetzliche Reich der ewigen Verzweiflung. Nur aufrichtige Reue und Buße werden sich hülfreich bewähren. — Ein Vorgang im Kanton Solothurn giebt dessen ebenfalls Zeugniß. Die dortige Zeitung meldet: »Dieser Tage (im Sept. 1847) wurde zum hiesigen Amt eine 72jährige Frau von St. Pantaleon gebracht, die sich selbst anklagte, vor 30 Jahren ihren ersten Ehemann vergiftet zu haben, um den zweiten, der kürzlich auch gestorben, heirathen zu können. Dreißig volle Jahre suchte die Verbrecherin die fürchterlichen Gewissensbisse zu unterdrücken, allein die innere Stimme wurde immer lauter, und der Gedanke an den Hinterritt ins Jenseits von Tag zu Tag quälender; da entschloß sich denn endlich die Sünderin, sich selbst dem irdischen Richter zu überantworten, um der Darmherzigkeit des Ewigen eher theilhaftig zu werden.